

Arnon Grünberg

Der Mann, der nie krank war

Roman

Aus dem Niederländischen
von Rainer Kersten

Kiepenheuer & Witsch

Die Übersetzung dieses Werkes wurde von der
Niederländischen Stiftung für Literatur gefördert.

Nederlands
letterenfonds
dutch foundation
for literature



Verlag Kiepenheuer & Witsch, FSC® N001512

1. Auflage 2016

Titel der Originalausgabe: De man zonder ziekte

© 2012 Arnon Grünberg

Die Originalausgabe erschien 2012 bei Nigh & van Ditmar, Amsterdam

Aus dem Niederländischen von Rainer Kersten

All rights reserved

© 2014, 2016 Verlag Kiepenheuer & Witsch, Köln

Alle Rechte vorbehalten. Kein Teil des Werkes darf in irgendeiner
Form (durch Fotografie, Mikrofilm oder ein anderes Verfahren)
ohne schriftliche Genehmigung des Verlages reproduziert oder
unter Verwendung elektronischer Systeme verarbeitet, vervielfältigt
oder verbreitet werden.

Umschlaggestaltung: Barbara Thoben, Köln

Umschlagmotiv: © plainpicture/th

Satz: Buch-Werkstatt GmbH, Bad Aibling

Druck und Bindearbeiten: CPI books GmbH, Leck

ISBN 978-3-462-04911-4

Für seine Reise hat Samarendra Ambani mit seiner Freundin einen neuen Koffer gekauft. Einen grauen Rollkoffer. Weil Samarendras Freundin Angst hatte, er könnte seinen Koffer auf dem Gepäckband nicht wiedererkennen, hat sie ein hellgrünes Haarband um den Griff gebunden.

Auf das Haarband hätte er lieber verzichtet. Samarendra, der von den meisten Sam genannt wird, möchte wie ein professioneller Reisender wirken, ein Mensch, der schon überall gewesen ist und sich auch überall zu Hause fühlt. So ein Haarband ist eher was für den betagten, ängstlichen Touristen, der sein Heimweh nur unzureichend kaschiert. Aber er wollte seine Freundin nicht enttäuschen. »Dann musst du jedes Mal, wenn du den Koffer siehst, an mich denken«, hatte sie gesagt.

Sein Name und Aussehen lassen die meisten etwas anderes vermuten, aber das Land, in dem Samarendra Ambani geboren wurde und aufwuchs, ist die Schweiz. Bis zu seinem vierzehnten Lebensjahr war er Messdiener. Explizit abgewandt von der Kirche hat er sich eigentlich nie, vielmehr hat er sie allmählich vergessen, und niemand hat sich die Mühe gemacht, ihn an ihre Existenz zu erinnern. Nur Heiligabend geht er mit seiner Mutter und seiner Schwester zur Messe.

Seine Freundin hatte ein Taxi zum Flughafen nehmen wollen, aber das fand Samarendra Verschwendung. Er muss sparen. Deshalb stehen sie jetzt im Zug, eingeklemmt zwischen zwei amerikanischen Touristen mit fünf Koffern und

einem Beautycase. »Es ist eine einmalige Chance«, sagt Sam, ohne seine Freundin anzusehen. »Sie trauen es mir zu. Sie haben Vertrauen zu mir.« Er riecht den Schweiß der Amerikaner.

Als vielversprechender junger Mann hat Samarendras Vater einst Indien verlassen; er war zu dem Schluss gekommen, dass verheißungsvolle junge Talente sich in der Schweiz besser entfalten können. Jung bleibt man nicht ewig, doch auch mit fünfzig galt Herr Ambani im Kreis der Familie noch immer als vielversprechend. Er war Angestellter bei BASF, und in seiner Freizeit machte er Erfindungen, die, davon war er fest überzeugt, seiner Frau und den Kindern einmal eine wohlhabende Existenz sichern und den Rest der Welt vor Unheil bewahren würden. Irgendwann war Samarendra zwar der Meinung, dass langsam er an der Reihe wäre, die Rolle des Vielversprechenden zu übernehmen, aber wenn sein Vater beim Abendessen von Erfindungen schwärmte, die den Lauf der Geschichte verändern würden, wagte er nie, ihm zu widersprechen.

»Hast du da auch Empfang? Kann ich dich anrufen?«, fragt Sams Freundin.

»Natürlich«, sagt er, »ich fahre doch nicht in den Dschungel.«

In Bellinzona, auf der Party eines Kollegen, hatte Samarendras Vater seine künftige Frau kennengelernt. So hat man es Samarendra erzählt. Ein Fest – der Funke war übergesprungen.

Seine Mutter stammt aus einem Vorort von Zürich. Sie hat hellbraune Locken und lange Beine. Außer ihr gibt es noch eine Schwester, Aida, fünf Jahre jünger als er und behindert. Als er sieben war, erklärten ihm seine Eltern, dass sie an einer »sehr seltenen, langsam schlimmer werdenden Muskelkrankheit« leide. Ein Muskel nach dem anderen

würde die Arbeit einstellen, bis die Lähmung das Herz erreichte. Nach Meinung einiger Ärzte hätte seine Schwester längst tot sein müssen.

Mehr noch als von seinem indischen Aussehen – dieses weckt hin und wieder Verwirrung; beispielsweise redete in einer Kneipe mal ein Mann von der »gelben Gefahr« und schaute dabei vielsagend in Sams Richtung – wird seine Identität von folgender Tatsache bestimmt: Dem Mangel jedweden Gebrechens. Er braucht keinen Rollstuhl, keine ständige Pflege, er hat seinen Körper völlig im Griff. So war er als Kind, so war er als Jugendlicher, und so ist er noch immer: Er ist der Mann ohne Krankheiten. Was immer er ist oder noch aus ihm wird, er ist in erster Linie gesund, körperlich und geistig.

Von der Haltestelle »Zürich Flughafen« sind es ungefähr fünf Gehminuten zur Abflughalle. Samarendras neuer Koffer blitzt und blinkt. Auf der Rolltreppe nach oben betrachtet er seine Freundin, die eine Stufe über ihm steht, ihre Jeans, ihren kleinen Hintern, ihr langes Haar. Sie hat sich den Vormittag freigenommen, um ihn zum Flughafen zu bringen.

Wie ein Baum braucht auch die Zukunft einen festen Grund. Samarendras Vater hatte die Schweiz als das vollkommene Land betrachtet, wie manche Männer in einer Frau die vollkommene Ehefrau sehen. Ohne zu zögern hatte er die Rolle des idealen Schwiegersohns angenommen, einer katholischen Erziehung eventueller Kinder sofort zugestimmt, sich das Schweizerdeutsch recht gut zu eigen gemacht. Er hatte Skifahren gelernt und Bergsteigen, zwei seiner Meinung nach typische Schweizer Freizeitbeschäftigungen, und ein paar Monate nach der Hochzeit ein kleines Häuschen im Berner Oberland gemietet, eigentlich mehr eine Hütte, aber gut zu erreichen von seiner Wohnung in Olten, wo er

an seinen Erfindungen arbeiten wollte. Alles für die Liebe und Anerkennung seiner Schweizer Frau und ihrer Familie. So hat man es Samarendra erzählt. Was für ein guter Mann sein Vater gewesen sei, wie er alles aufgegeben und alles daran gesetzt habe, ein richtiger Schweizer zu werden, der sich von anderen in nichts unterschied. Nur Samarendra hatte er einen indischen Namen gegeben, um seine Eltern in der Heimat nicht vor den Kopf zu stoßen, eine kleine Verneigung vor seiner Herkunft, mit der man sonst kurzen Prozess machen musste – ein symbolisches Opfer, ein Nichts im Vergleich zu den Erfindungen, die er zu machen gedachte.

So ging das, bis Samarendras Vater bei einer gefährlichen Kletteraktion ums Leben kam. Er war mit einem Freund in die Berge gefahren, wo sie von einem Wettersturz überrascht wurden. Der Freund überlebte, der Vater nicht.

Samarendra war sechzehn und regelrecht verblüfft, wie genau er wusste, was er angesichts der Nachricht vom Tod seines Vaters in einer Bergschlucht zu tun hatte. Als hätte er sein Leben lang für diesen Trauerfall geprobt, als hätte er geübt, den großen Schmerz mit bewundernswerter Selbstbeherrschung zu tragen. Die Leute sagten: »So jung, und schon keinen Vater mehr – und dann noch die kranke Schwester!«

Dabei hatte Familie Ambani in Erwartung des Todes der Tochter gelebt – wegen der Seltenheit der Krankheit wagten die Ärzte keine genauen Vorhersagen zu machen –, doch das Schicksal hatte etwas anderes beschlossen.

»Warum läufst du so schnell?«, fragt seine Freundin. »Wir haben noch viel Zeit.«

Er verlangsamt den Schritt. Mit der Rechten zieht er den Rollkoffer, mit der Linken fasst er den Arm seiner Freundin, als solle jetzt sie vorangehen, ihn führen. Doch eigentlich will er damit Zärtlichkeit ausdrücken. Wie lieb, will er sagen, dass du dir freigenommen hast, um mich zum Flugha-

fen zu bringen. Schön, dass du hier bist. Er möchte es wortlos zum Ausdruck bringen, und darum schweigt er. Gefühle und Worte gehören nicht zusammen. Seiner Meinung nach tötet das Wort das Gefühl.

Auch nach dem Tod seines Vaters blieb Samarendras Schwester bei ihnen zu Haus wohnen. Diverse Fachleute, darunter der Hausarzt, hatten bei der Familie darauf gedrängt, das Mädchen einer Pflegeeinrichtung anzuvertrauen, aber davon wollte die Mutter nichts wissen. »Sie kann doch jedes Wochenende nach Hause«, hatte ein Sozialarbeiter ihr zu erklären versucht.

»Jedes Wochenende!«, hatte Frau Ambani verächtlich geschmault und ihren Sohn angeschaut, der verlegen vor sich hin starrte. Nach dem Tod seines Vaters war jetzt er das Oberhaupt der Familie; eine Rolle, die ihm nicht lag und die er nur widerstrebend ausfüllte. Er mochte keine Konflikte.

Herr Ambani hatte die Tochter nie aus dem Haus geben wollen, und es schien, als fühle die Mutter, nachdem der Berg ihren Mann verschlungen hatte, sich verpflichtet, für den Rest ihres Lebens bei ihr zu bleiben, um so das Andenken ihres Mannes zu ehren. Irgendwann war einmal davon die Rede gewesen, das Mädchen in den USA behandeln zu lassen, doch die Versicherung wollte die Kosten nicht übernehmen, und die Erfolgchancen waren ohnehin gering. Die Ersparnisse der Familie reichten für solch eine teure Behandlung nicht aus. Die Banken liehen einem zwar Geld, um Immobilien und Konsumgüter zu kaufen, nicht aber für einen medizinischen Eingriff mit Erfolgchancen von kaum fünfzehn Prozent. Darum hatten die Eltern beschlossen, ihre Tochter, so gut es ging, in der heimischen Schweiz am Leben zu halten.

Zwar hatten Herr Ambanis Erfindungen nie Patentreife erreicht – eine Windel aus recyceltem Zeitungspapier, ein

transportables Meerwasserentsalzungssystem und ein Pflaster, das nach vierundzwanzig Stunden von selbst wieder abging –, aber seinem Wunsch, die Tochter nicht der gleichgültigen Routine einer anonymen Pflegeeinrichtung zu überlassen, wollte die Familie entsprechen. Frau Ambani umsorgte ihre Tochter mit Liebe, und Liebe konnte man nicht professionellen Pflegern überlassen, wie viel diese über langsam voranschreitende Muskellähmung auch wissen mochten.

Jahrelang hatte Frau Ambani halbtags in einer Apotheke gearbeitet. Nach dem Tod ihres Mannes gab sie die Stelle auf; dank seiner Lebensversicherung, die nun zur Auszahlung kam, konnte sie sich das gerade so leisten. Sams Vater hatte versucht, auch das Unvorhergesehene einzukalkulieren.

Vor dem Abfertigungsschalter zieht Sams Freundin plötzlich ein Geschenk aus der Tasche. Er versucht vorsichtig, den Klebestreifen herunterzufriemeln, um das Papier nicht zu beschädigen, doch ohne Erfolg. Er weiß nicht, wie er auf Geschenke reagieren soll, er fürchtet immer, seine Freude könne nicht groß genug sein. Weil er den Klebestreifen nicht abbekommt, reißt er schließlich das Papier einfach auf. Es ist ein in dunkelblaues Kunstleder gebundenes Notizbuch. »Dann kannst du deine Erlebnisse aufschreiben«, erklärt seine Freundin.

Nina heißt sie. Ein Name, der ihm schon beim ersten Hören wie ein Versprechen vorkam. So musste das Wort »Schweiz« für seinen Vater geklungen haben.

Er gibt ihr einen Kuss auf die Stirn. In der Öffentlichkeit küsst er sie nicht gern auf den Mund.

»Mach ich«, verspricht er, leicht beschämt, weil es ihm wieder so vorkommt, als würde er ihr nicht liebevoll genug danken und seine Leidenschaft zu Unrecht unterdrücken.

Wie ein verlorener Schal ist auch Samarendras Leidenschaft für seine Freundin manchmal unauffindbar. Aber Sam weiß, dass sie da ist, irgendwo in ihm muss sie stecken.

Er will seine Freundin nicht enttäuschen, in solchen Fällen schnappt sie leicht ein.

Mit einer ungeschickten Bewegung küsst er sie auf den Mund, beißt ihr dabei in die Lippe und drückt sie an sich. »Was sollte das jetzt?«, fragt sie.

Nach dem Tod des Vaters war der Rest der Familie von Olten in eine kleinere, aber komfortablere Wohnung am Zürichsee gezogen. Samarendras Schwester liebt das Wasser. Bei schönem Wetter bringen sie sie auf den Balkon, damit ihr Blick über den See schweifen kann. Ist die Sonne zu grell, setzen sie ihr einen Hut auf den Kopf. Frau Ambani will nicht, dass die Haut ihrer Tochter noch dunkler wird.

Dieses Bild sieht er vor sich, wenn er an zu Hause denkt: seine Schwester im Rollstuhl auf dem Balkon ihrer Wohnung in Küsnacht, seine Mutter im Wohnzimmer auf dem Sofa, lesend, ohne ihre Tochter aus den Augen zu lassen. Und er in seinem Zimmer: der Sohn, der Fremde, der Mann, der nie krank war, der Paterfamilias wider Willen.

Besuch empfangen sie selten bis nie, die Zeit ist vorüber. Seit dem Tod ihres Mannes befürchtet die Mutter, Besucher könnten sich über Aida lustig machen oder einen mitleidigen Ton anschlagen, was Frau Ambani absolut unerträglich findet. Mitleid ist für sie nur unterdrückter Hohn. Ab und zu schaut ein Krankenpfleger vorbei oder ein Arzt, und zu Weihnachten kommt ihre Tochter mit in die Messe, an dem Abend kann Frau Ambani das Mitleid der anderen ertragen.

»Wirst du auch ganz viel an mich denken?«, fragt Nina.
»Wirst du mich vermissen?«

»Natürlich«, sagt er. »Jede Stunde werde ich ein paar Minuten an dich denken.«

Er sieht, wie Nina die Leute vor ihnen mustert. »Bin ich froh, dass ich nicht mit ins Flugzeug muss«, erklärt sie. »Bestimmt setzen die dich neben irgend so einen fetten, stinkenden Kerl.«

Sam scheint es vernünftiger, nicht darauf einzugehen.

Sein Hindi ist rudimentär, sein Französisch passabel, sein Englisch beinahe perfekt, Schweizerdeutsch empfindet er als seine Muttersprache. In der Schule begann er, sich Sam zu nennen, obwohl er sich dabei anfangs noch wie ein Betrüger vorkam, als beginge er damit Verrat an seiner Herkunft. Doch er hatte keine Wahl, fand er, die Leute wollten sich Namen merken und aussprechen können und nicht mit etwas Exotischem konfrontiert werden, das war etwas, was in den Urlaub gehörte. Nur wenn Verwandte aus Indien kamen, was fast nie der Fall war, stellte er sich als Samarendra vor.

Er liebt seine Schwester mehr als irgendjemanden sonst auf der Welt. Obwohl Aida ein Teenager ist, muss sie gepflegt werden wie ein Säugling. Und sie ist schwer. Deshalb hilft er so oft er kann, sie zu waschen. Im Prinzip kann seine Mutter ihre Tochter allein unter die Dusche setzen, doch wirklich sauber wird Aida erst, wenn er die Sache in die Hand nimmt, findet Samarendra. Oft duscht er zusammen mit ihr, weil er ihr dann leichter die Haare shampooen kann. Vor den Körpern anderer Menschen ekelt er sich, nicht vor dem seiner Schwester. Vielleicht, weil der so wenig an einen normalen Körper erinnert, eine Travestie ist von allem, was irgendwie damit zu tun hat.

Er genießt die Momente, die er mit seiner Schwester unter der Dusche verbringt. Es sind Augenblicke unkomplizierter Intimität.

Als Kind wollte er sie immer gesund machen, doch eines Morgens, er war gerade zwölf, wachte er auf und war

sich auf einmal nicht mehr so sicher, ob er sie gesund machen oder nicht vielmehr töten wollte. In diesem Zwiespalt meinte er die Liebe zu seiner Schwester zu erkennen – denn war es nicht Liebe, wenn man nicht mehr genau wusste, ob man deren Objekt vernichten oder retten wollte? Doch möglicherweise war es auch bloß ein Verschleierungsversuch dafür, dass er das, was ihm plötzlich als eine unerträgliche Last erschien, loswerden wollte.

Sams Liebe äußert sich nicht verbal, er spricht wenig mit Aida. Seine Zärtlichkeit beschränkt sich aufs Einseifen, das sanfte Reiben über die Haut und das Abtrocknen. Das Waschen ihres herrlichen, leicht rötlichen Haars. Ihren Haaren fehlt nichts.

Fünffmal pro Woche wird sie von einem Bus zum Förderunterricht abgeholt. Was sie dort macht, weiß keiner genau. Es wird viel gebastelt und gesungen, soweit die Schüler das können. Um vier Uhr bringt der Bus Aida wieder nach Hause.

Im letzten Jahr seines Architekturstudiums unternahm Sam eine Bildungsreise nach Rom. Im Flugzeug lernte er die Frau kennen, die seine Freundin werden sollte. Sie hatte nichts zu lesen dabei. Sie fragte: »Darf ich Ihre Zeitung haben, wenn Sie durch sind?«

Sie studierte Italienisch und war unterwegs zu einer Hochzeit. Sie war perfekt, so wie ein Architekturentwurf perfekt sein kann. Es gab nichts an ihr auszusetzen.

Das Gespräch im Flugzeug war nett gewesen, und sie machten aus, in Rom etwas trinken zu gehen und es fortzusetzen. Am Abend nach der Hochzeit sollte sie um neun Uhr an der Spanischen Treppe auf ihn warten. Sie kam zu spät, weil der Riemen ihrer rechten Sandale gerissen war. Die kaputte Sandale erinnerte Sam an seine Schwester. Früher, als sie auch nach dem Unterricht noch unter Leute durfte, ging

er regelmäßig mit ihr spazieren. Er schob ihren Rollstuhl und stellte sich vor, wie er später, wenn er ein erfolgreicher Architekt wäre, ein Haus für sie bauen würde, ganz für sie allein, seine kranke Schwester, die dann nicht mehr krank wäre.

Seine zukünftige Freundin und er setzten sich vor eine Kaffeebar. Sie zeigte ihm die kaputte Sandale. Während Sam den Schaden begutachtete, sprach er leidenschaftlich von seinem Studium. Von Aida erzählte er nicht gern. Immer wieder sagte seine künftige Freundin »Ah, ja!«, ihn damit ermunternd, noch mehr zu erzählen. Ab und zu fragte er auch sie etwas.

Sie wohnte in einer WG mit zwei Freundinnen, die eine machte etwas mit Mode, die andere studierte Französisch. »Und du?«, fragte sie.

»Ich wohne in Küsnacht«, antwortete er.

»Lebst du allein?«

»Nein, mit meiner Mutter und meiner Schwester.«

»Wie schön«, sagte sie. Sie hatte eine ausgesprochen korrekte Aussprache; korrekter war womöglich nur ihre Kleidung. »Eigentlich finde ich es schade, dass ich so früh aus dem Haus gegangen bin. Ich vermisse meine Eltern.«

Kurz bevor die Bar zumachen wollte, sagte er: »Was ich tue, kann das Glück unzähliger Menschen beeinflussen.« Und er hatte nicht den geringsten Zweifel an dem, was er sagte: Der große, anonyme Beeinflusser des Lebensglücks aller Menschen war der Architekt. »Ich weiß nicht mal, was ich nach meinem Studium anfangen soll. Arbeiten vermutlich«, hatte Nina erwidert. Es klang nicht ironisch, eher abschätzig und leicht wehmütig. Wo die Arbeit begann, war die Jugend zu Ende.

Danach zog sie auch ihre andere Sandale aus, und so spazierten sie durch die Stadt: sie barfuß, er in Lederschuhen.

Als er sie irgendwo in einer ruhigen, schummrigen Gasse fragte: »Was möchtest du jetzt? Noch etwas trinken? Oder zurück zu deinem Hotel?«, antwortete sie: »Ich hätte gern einen Hund, einen Welpen.« Diese Antwort hielt ihn nicht davon ab, sie zu küssen. Sie erschien ihm als die für ihn ideal geeignete Frau. Zwar hatte sie einen kleinen Damenbart, doch das war ihr einziger Makel und wirklich zu vernachlässigen, man musste genau hinsehen, um ihn zu bemerken. Er fand ihn irgendwie süß.

In Gedanken sprach er ihre Namen zusammen: »Nina und Sam, Sam und Nina.« Sie war die kultivierteste Frau, der er jemals begegnet war, und das war es, was er vor allem in der Liebe suchte: das Kontrollierte. Verlässliche.

Einmal in der Woche rauchte sie eine Zigarette, hatte sie ihm erzählt, und nachdem er sie in der Gasse geküsst hatte, rauchten sie eine zusammen, obwohl er rauchen eigentlich widerlich fand. Aber war das nicht das Wesen der Liebe? Dass alles, was widerlich war, angenehm wurde, und was vorher ein Sakrileg, heilig?

Nina war vollkommen anders als seine Schwester. Sie sabberte nicht, sie war selbstständig, konnte allein zur Toilette und brauchte auch keine Hilfe beim Duschen. Alle Kultur beginnt mit der Kontrolle über den eigenen Körper.

Seine Eltern hätten Schulden machen und Aida in den USA behandeln lassen sollen, fand er. Sie hätten sich mit einer kranken Tochter nicht abfinden dürfen, die sie erst in Olten und später in Küsnacht versteckt hatten. Als würden die Götter Küsnacht nicht kennen. Als könnten sie Aida dort nicht genauso gut finden.

»Wohin fliegen Sie?«, fragt die Bodenstewardess.

»Arbil«, sagt er mit einem gewissen Stolz in der Stimme und wirft einen Blick auf seine Freundin, um zu sehen, ob

sie auch stolz ist. Vor Nina hatte es ein paar andere Frauen gegeben. Er war ab und zu ausgegangen, hatte ein bisschen herumgeknutscht, und manchmal war es nicht beim Knutschen geblieben. Neunmal hatte er mit einer etwas älteren verheirateten Frau, die für eine große Schweizer Bank arbeitete, geschlafen, auf einem Parkplatz, in ihrem Audi. Wegen seiner Schwester wollte er keine Frauen mit nach Hause nehmen. Obwohl seine Mutter ihn immer wieder ermunterte: »Dass deine Schwester krank ist, heißt ja noch nicht, dass in diesem Haus keine Freude erlaubt ist. Amüsier dich, Samarendra, hab Spaß, soviel du willst.« Von ihrem ursprünglichen Katholizismus war ihr unter anderem die Überzeugung geblieben, dass die Menschen das Schöne, das der Schöpfer ihnen geschenkt hat, auch wirklich genießen sollten. Das sei Gottes Wille.

Doch auch über Nacht bei Frauen zu bleiben, war Sam unangenehm. Die Hygiene war immer ein heikler Punkt, selbst bei Frauen. Ein Fleck auf dem Laken konnte seine Lust töten, eine unsaubere Toilette alle Erregung auf Stunden vernichten. Noch schlimmer fand er, wenn sich in der Küche der Abwasch von Tagen auftürmte. Der Anblick schmutziger Teller blockierte bei ihm jede Erektion. Der Audi der Frau, die für die Credit Suisse mit Fremdwährungen handelte, war sauber gewesen.

Und auch Nina war sehr auf Hygiene bedacht. Jedes Mal, bevor sie sein Geschlechtsteil in den Mund nahm, rieb sie es mit einem Feuchtpflegetuch ab, von derselben Sorte, mit der Familie Ambani Aida den Po reinigte.

Noch nie hatte Sam seiner Mutter eine Freundin vorgestellt, keine Beziehung war vielversprechend genug gewesen. Bis Nina in sein Leben trat. Nina war anders als die Frau im Audi und die paar Studentinnen, die er vorher gehabt hatte. Kurze Liebschaften waren es gewesen, die bei gemeinsamen

Skiurlauben aufgeflammt waren, um ebenso schnell wieder zu erlöschen.

Sam mustert das Haarband an seinem Koffer und fragt sich, ob Nina es extra für ihn gekauft hat.

Nina liebt Kunst und glaubt an Mäßigung: nicht zu viel von diesem, nicht zu viel von jenem. Darum mag sie auch keine Politik. Aber beim Sex schreit sie trotzdem. Wahrscheinlich hat sie in einer Frauenzeitschrift gelesen, dass sich das so gehört. Doch weil sie ansonsten nie schreit, auch nicht vor Wut, stört es ihn nicht. Nur wenn er weiß, dass ihre Mitbewohnerinnen zu Hause sind, hält er ihr liebevoll den Mund zu.

Ein paar Monate nach ihrem ersten Abend auf der Terrasse in Rom wurde er noch immer nervös, wenn er sie sah.

Sie hatte vorgeschlagen, nach einem »hübschen Plätzchen für uns zwei beide« zu suchen. Er hatte ihr umständlich erklärt, dass er seine Mutter und seine Schwester nicht im Stich lassen könne und alle paar Sätze ein »Verstehst du?« eingestreut. Bisher zeigte sie großes Verständnis.

Blieb er freitags über Nacht, stand er am nächsten Morgen früh auf, putzte sorgfältig die Küche und machte anschließend ein reichhaltiges Frühstück, mit diversen Käse- und Wurstsorten, die er am Vortag in einem Delikatessengeschäft in der Innenstadt gekauft hatte. Richtig sauber war es in der Studentenbude nie, vor allem in den gemeinsamen Räumen. Aber der Schmutz war diesmal ein Preis, den er zu zahlen bereit war.

Die erste Begegnung zwischen Nina und seiner Mutter verlief gut. »Endlich bringst du mal eine Frau mit nach Hause«, hatte sie gesagt. Die Sonne schien, und Kaffee und Kuchen standen auf dem Tisch. Zusammen saßen sie auf dem Balkon, und er bemerkte, wie Nina voll Mitgefühl seine Schwester ansah.

»Könnt ihr sie verstehen?«, fragte Nina.

»Ja«, antwortete Samarendra. »Aber sie redet nicht viel.«

In dem Moment begann Aida zu brabbeln. Sie warf den Oberkörper ruckartig hin und her.

»Was sagt sie?«, fragte Nina.

Sie hatte »Ich will sterben« gestammelt, doch Sam antwortete schnell: »Sie sagt, sie will ›erben‹ – keine Ahnung, was das jetzt soll.« Eilig ging er ins Wohnzimmer und legte Musik auf, *Carmen* – nicht zu laut, wegen der Nachbarn, aber laut genug, um das Gestammel seiner Schwester zu übertönen. Dass sie sterben wollte, durfte niemand hören.

»Das Schöne an der Oper«, sagte Sams Mutter, »sind doch die Leidenschaften. Wenn man ehrlich ist, ist das immer ein bisschen unrealistisch, aber man kann es sich trotzdem so gut vorstellen!« Sie nahm die Hand ihrer Tochter und streichelte sie. »Findest du nicht auch«, fragte sie Nina, »dass Samarendra herrliches dunkles Haar hat?«

Früher waren Sams Eltern mindestens einmal pro Monat in die Oper oder ins Theater gegangen. Vor allem seine Mutter glaubte an Kultur. Die Stelle, die früher einmal Gott eingenommen hatte, nahm jetzt die Kunst ein; ein zahnloser Gott, wie Sam fand, aber mit einem liebevollen Lächeln. Kunst beißt nicht.

Die Bodenstewardess reicht ihm zwei Bordkarten. Eine für den Flug nach Wien und eine für den Anschlussflug nach Arbil. Sein Ticket ist vom World Wide Design Consortium in London bezahlt worden, abgekürzt WWDC.

In seinem Handgepäck, einer ledernen Umhängetasche, stecken sein Notebook, ein Plot seiner Bauzeichnung, zwei Zeichenstifte, ein Bleistift, eine Rolle Skizzenpapier und Ninas Geschenk.

Nach seiner Diplomarbeit – der Entwurf eines Klosters, cum laude, kein Grund zu besonderem Stolz, sein Vater

hätte nichts anderes von ihm erwartet und wäre von weniger enttäuscht gewesen –, hat er zusammen mit einem Kommilitonen ein Architekturbüro gegründet, in einer umgebauten Wohnung in der Innenstadt von Zürich.

Sein Praktikum hatte er bei dem berühmten Büro Fehmer & Geverelli gemacht. Geverelli war bereits tot. Er hatte sich das Leben genommen und nur einen Zettel hinterlassen: »Meine Arbeit ist getan.« Der weltberühmte Max Fehmer aber lebte noch. Aus Pietät hatte er den Namen des Büros unverändert gelassen. Für viele junge Architekten wie Sam war Fehmer ein leuchtendes Vorbild, ein Prophet, ein Idol. Fehmer hatte gesagt: »In unserer Kultur ist Identität Fastfood. Architektur muss aber mehr sein als die Gurkenscheibe auf dem Hamburger – vielmehr die Küche, in der man die Hamburger brät. Der Architekt prägt die Identität der Nutzer seiner Gebäude, seiner Brücken, Wohn- und Bürotürme. Die Aufgabe des Architekten erschöpft sich nicht darin, den Leuten ein Dach überm Kopf zu geben, dafür genügt auch ein Zelt, dazu brauchen sie keine Architektur.«

Wer Fehmer aus der Nähe kannte, wusste, dass sein Charisma mehr war als bloß ein sorgfältig gepflegter Mythos. Er war so berühmt, dass selbst Leute außerhalb seines Fachs ihn kannten. Regelmäßig erschien sein Foto in Hochglanzmagazinen. Zweimal hatte man ihn zum Weltwirtschaftsforum nach Davos eingeladen, um vor Staatsoberhäuptern und Milliardären zu sprechen.

Fehmer vertrat die Meinung, dass nicht Philosophie oder Soziologie die Aufgabe hätten, die Welt zu verändern, sondern die Architektur. In einem Interview hatte er einmal geäußert: »Nur wenige kommen jemals mit Philosophie oder Soziologie in Berührung, aber jeder wird täglich mit Architektur konfrontiert. In gewissem Sinne ist jeder Mensch

Architekt. Das muss dem Architekten bewusst sein, diese Verantwortung darf er nie aus den Augen verlieren.«

Sam machte es nichts aus, dass sein Praktikum zunächst vor allem daraus bestand, Fehmers Anzüge in die Reinigung zu schaffen. Ein anderer Praktikant holte sie dann wieder ab. Lehrjahre sind keine Herrenjahre, das wusste er, für Max Fehmer war er bereit, vieles auf sich zu nehmen, und nach einiger Zeit bekam er zum Glück auch anspruchsvollere Aufträge.

Beim Zahnarzt hatte er einmal in einer Zeitschrift etwas über Fehmers Tochter gelesen, die mit ihrem Vater gebrochen hatte und nach Kambodscha gegangen war. Als er Fehmers Sekretärin aus Neugier einmal fragte: »Was macht seine Tochter da eigentlich?«, sagte die nur: »Über die Tochter wird hier nicht gesprochen«, und warf ihm einen Blick zu, der hätte töten können. Noch am selben Tag musste er wieder mit einem Anzug in die Reinigung, obwohl er gehofft hatte, diese Stufe des Praktikums endlich hinter sich zu haben. Die Sekretärinnen lebender Mythen waren selten angenehme Menschen.

Das kleine Architekturbüro, das Sam mit seinem ehemaligen Kommilitonen betreibt, konnte schon einige beachtliche Erfolge verbuchen, der weitaus größte davon der Entwurf eines buddhistischen Begegnungszentrums in Winterthur. Für jeden neuen Auftrag muss der Architekt das jeweilige sozio-historische Umfeld betrachten. Sam hatte eine ausführliche Studie erstellt, sowohl über das Verhältnis der buddhistischen Nutzer zum Zentrum als auch der Begegnungsstätte selbst zur Stadt Winterthur. Er hatte das sozio-historische Umfeld dabei gleichsam aus buddhistischer Perspektive analysiert. So war er: engagiert und kundenorientiert, ein Architekt, der seine Aufgabe vor allem als dienend begriff. Mühelos konnte sich Sam in die Perspektive eines jeden beliebigen Auftraggebers versetzen.

Vor ein paar Monaten hat er auf einer Architekturwebsite einen Aufruf entdeckt, Entwürfe für eine Oper in Bagdad einzureichen. Der Wettbewerb wurde ausgelobt von einem gewissen World Wide Design Consortium.

Die Website machte einen seriösen Eindruck, enthielt aber wenig konkrete Informationen, weshalb er kurzerhand bei der Organisation anrief. Sam wurde ein paarmal weiterverbunden und bekam zuletzt Hamid Shakir Mahmoud an den Apparat, einen der Gründer des WWDCs. Mahmoud war Iraker, 1983 vor Saddam geflohen und lebte seither in seinem Londoner Exil. Jetzt, nach dem Tod des Diktators, hatte Hamid Shakir Mahmoud einen Traum: Die irakische Hauptstadt sollte eine Oper bekommen.

Was das WWDC genau machte, war Sam auch nach der ausführlichen Erklärung Mahmouds nicht recht klar. Sicher war nur, dass der Mann steinreich war. Doch er war nicht nur reich, er hatte auch eine Vision: »Weißt du, Sam«, sagte er, »ich war dreimal verheiratet, ich habe fünf Kinder, zu vier davon habe ich keinen Kontakt mehr, und ich bin Kettenraucher. Ich habe nur noch einen Wunsch: Wenn die Menschen in Bagdad in die Oper gehen können, wissen wir, dass der Krieg nicht umsonst war. Puccini ist meine große Liebe, er ist kein Mozart, aber er bleibt meine große Passion. Von Wagner bekomme ich Kopfschmerzen, Mozart finde ich ergreifend, aber Puccini – Puccini rührt mich zu Tränen.« Sam hörte, wie Hamid Shakir Mahmoud sich eine Zigarette anzündete.

»Ja«, sagte Sam. »Das kann ich mir vorstellen.« Seine Mutter hörte ab und zu Puccini. Er begann sich zu fragen, ob er das Verhältnis von Opernbesucher und Gebäude nun aus Puccinis Perspektive analysieren müsse, oder ob die Perspektive des Krieges vielleicht die bessere wäre. Über Krieg hatte Sam bisher nicht allzu oft nachgedacht, doch

wenn es nötig wäre, könnte er sich auch in dieses Thema vertiefen.

Hamid Shakir Mahmoud wollte den Menschen in Bagdad etwas ästhetisch Wertvolles schenken, einen Beitrag leisten zur Wiederherstellung der Einheit seines Landes. Schönheit war ein gemeinschaftsförderndes Ideal, und Oper hatte etwas Unvergängliches, das einen das Elend des Krieges, der alltäglichen Korruption und schmutzigen Machtpolitik vergessen zu lassen vermochte.

Samarendra Ambani würde diesem großzügigen Wunsch eine Gestalt geben. Unentgeltlich zunächst, was die Bewerbung anging, weil wahre Schönheit nicht mit eigennützigen Zwecken verbunden sein durfte.

Sam hatte das Kriegsgeschehen im Irak grob mitverfolgt, er las relativ pflichtbewusst Zeitung, doch er hatte sich nie der Illusion hingegeben, dort irgendetwas bewirken zu können oder mit den Geschehnissen etwas zu tun zu haben. Das Gespräch mit Hamid Shakir Mahmoud aber öffnete ihm die Augen: Zum ersten Mal kam ihm der Gedanke, tatsächlich etwas zu einer positiven Entwicklung beitragen zu können. Kriege zerstören Menschen und Häuser. Architekten bauen Häuser, ihr Verhältnis zum Krieg ist vergleichbar mit dem des Arztes zum Tod.

»Was hast du für eine Vorstellung von der Zukunft meines Landes, Samarendra?«, fragte Hamid Shakir Mahmoud.

»Gar keine«, hätte Sam ehrlichkeitshalber antworten müssen, doch als junger Architekt musste man nicht nur fachlich versiert sein, sondern auch über gewisse soziale Fähigkeiten verfügen, wenn man Aufträge bekommen wollte. Darum skizzierte er die Zukunft des Irak mithilfe von Gemeinplätzen, an die er sich noch aus dem Studium erinnerte und die sich von seinen eigenen Auffassungen glücklicherweise kaum unterschieden. Gemeinsinn und Verantwort-

tung, Toleranz und ein funktionierendes Rechtssystem, Sicherheit und Frieden. Ein paarmal ließ er den Begriff »civil society« fallen. Dann lauschte er wieder mitfühlend und interessiert den Ausführungen Hamid Shakir Mahmouds.

»Sag einfach Hamid«, bot der ihm nach einer Weile an. Sam hörte seinen Gesprächspartner schwer atmen oder gierig inhalieren, das ließ sich so schnell nicht mit Sicherheit sagen, dann fuhr er fort: »Sam, vergiss nie, wo du herkommst, die Menschen, bei denen du deine ersten Schritte gemacht hast. Ich will ihnen endlich etwas zurückgeben.«

Es war eine harmlose Bemerkung gewesen, ein Detail, aber für Sam war es wie eine Ohrfeige. Die Abwesenheit von Krankheit und Übel in seinem Leben war also kein Segen, sondern ein heimlicher Fehler. Er hatte immer nur genommen, ohne je etwas zu geben. Und er beschloss, ein *gebender* Architekt zu werden, gebend und großzügig.

»Außerdem«, sagte Hamid, »gibt es keine Demokratie ohne Oper. Wenn wir in Bagdad eine Oper haben, wissen wir, dass wir mit den Großen am Tisch sitzen dürfen. Wenn wir Puccini nach Bagdad bringen, haben wir bewiesen, dass der neue Nahe Osten mehr ist als nur ein Traum. Schiiten, Sunniten, Kurden: spielt alles gar keine Rolle. Puccini, Sam, darum geht es. Puccini!«

»Richtig«, erwiderte Sam, »ganz Ihrer Meinung!«

Eine Oper in Bagdad – das war etwas anderes als ein budhistisches Zentrum in Winterthur! Ein aufstrebender junger Architekt durfte bei so was nicht stehen bleiben.

Kurz nach ihrem Telefonat bekam Sam eine Freundschaftsanfrage von Hamid Shakir Mahmoud auf Facebook. Das hatte nicht viel zu bedeuten, vermutlich hatte er bei den Konkurrenten das Gleiche gemacht. Aber es nahm Sam trotzdem noch mehr für ihn ein.

David Luscombe, Sams Kompagnon, war Australier und

als Austauschstudent in die Schweiz gekommen. Ziemlich bald nach seiner Ankunft hatte er eine Einheimische geschwängert und war geblieben. Ein begabter Architekt – und ehrgeizig, wie Sam, nur etwas sprunghaft, was Sam für eine typisch australische Eigenschaft hält. Ein Enthusiasmus, der genauso schnell auflodert, wie er wieder verschwindet. Der Typ Mensch, der sich jede Woche für etwas anderes begeistert. Samarendra würde es nicht wundern, wenn er in den nächsten fünf Jahren zwei weitere Schweizerinnen schwängern würde.

Als Kompagnons ergänzen sie sich ideal. Sam ist gewissenhaft, Dave hat Charisma, Sam ist ernst, Dave von Natur aus ironisch, für Sam ist die Tradition Lehrmeisterin und Verpflichtung zugleich, manchmal auch eine Last, für Dave eine Art Supermarkt.

Zu Mittag essen sie meistens zusammen im Büro, es gibt eine kleine Küche. Sogar eine Halbtagskraft können sie sich schon leisten, Liliane, der sie den Mindestlohn zahlen. Sie hat eine operierte Hasenscharte und üppiges blondes Haar. Wenn Sam im Büro mit einem Teller Penne all'arrabiata am Tisch sitzt – die Halbtagskraft kann gut kochen –, ist er sich sicher, dass ihre Firma eine Zukunft hat. Sie arbeiten an bedeutenden Projekten, werden Großes vollbringen, vielleicht sogar etwas, das an den legendären Fehler heranreicht.

Zu dem Projekt im Irak aber hat David gemeint: »Was sollen wir damit? Ich plane doch nichts, was schon in die Luft gesprengt wird, bevor es überhaupt fertig ist – wenn es überhaupt je gebaut wird. Eine Oper ist nun wirklich das Letzte, was die Leute da brauchen.« Dave war gerade mit einem eigenen neuen Projekt sehr beschäftigt, einem Begegnungszentrum für Gehörlose in Bern.

»Hast du denn gar kein Vertrauen in die Zukunft?«, hatte Sam seinen Kompagnon gefragt. Wenn Hamid Shakir Mahmoud nach drei Ehen und einem halben Leben im Exil

noch von Puccini in Bagdad träumte, wie konnte Dave, dieser Windhund, dann behaupten, dass in Bagdad keiner Puccini brauchte? Wenn der neue Nahe Osten gebaut würde – und dass dies der Fall war, hatte Hamid Shakir Mahmoud ihm am Telefon glaubwürdig versichert –, wollte Samarendra Ambani bei dieser Erfolgsgeschichte dabei sein.

Es beschloss, die Bewerbung alleine zu stemmen.

Monatelang arbeitete er daran. Wenn Dave längst nach Hause gegangen war, saß er noch immer am Schreibtisch. Schon in den Fünfzigerjahren hatte Frank Lloyd Wright ein Opernhaus für Bagdad entworfen, mit einem öffentlichen Freibad sogar, doch die Pläne waren niemals verwirklicht worden. Beim Staatsstreich 1958 wurde König Faisal II. ermordet, und mit dem Tod des Monarchen gingen zugleich auch die Pläne für Frank Lloyd Wrights Oper zugrunde.

Nina warf Sam vor, keine Zeit mehr für irgendwas Schönes zu haben, doch man kann nicht gleichzeitig etwas Schönes unternehmen und in die Fußstapfen von Fehmer und Lloyd Wright treten wollen. Nichtsdestotrotz fand Sam Zeit für ein paar Wanderausflüge in die Berge, und wenn sie hinterher in einer Berghütte auf einem Handtuch Sex hatten, schrie sie genauso wie früher, für ihn ein ausreichendes Zeichen, dass zwischen ihnen alles in Ordnung war.

Er bekam eine E-Mail, in der ihm mitgeteilt wurde, dass sein Entwurf es unter die ersten drei geschafft habe und dass das WWDC die drei Finalisten nach Bagdad einlud, um den Ort, wo die Oper gebaut werden sollte, mit eigenen Augen zu sehen. Von den zwei anderen Teilnehmern hatte Sam noch nie gehört: Ein Architektenbüro aus São Paulo und ein Libanese. Natürlich googelte er sie sofort, aber die Arbeiten des brasilianischen Kollegen beeindruckten ihn wenig, und der libanesischen Teilnehmer erwies sich als unauffindbar.

Die Erste, der er von dieser Einladung erzählte, war seine

Mutter, die sofort meinte, dass sie für eine Weile auch gut allein auf Aida aufpassen könne. Danach flüsterte er die große Neuigkeit Aida ins Ohr, die auf ihre Art reagierte: Sie biss ihm leicht in die Hand und stieß mühsam hervor: »Nimm mich mit!«

Voll Stolz erzählte Sam es gleich darauf Nina.

Ihre erste Reaktion war: »Ist es in Bagdad auch sicher?«

Von seiner Freundin hatte er eigentlich etwas mehr Enthusiasmus erwartet, obwohl er die Frage bei näherer Betrachtung auch nicht ganz aus der Luft gegriffen fand.

»Ich werd mich mal schlau machen«, antwortete er darum.

Wie er in der Zeitung gelesen hatte, war dort das Schlimmste so ziemlich vorbei. Allerdings konnte er es nicht lassen, nach diesem Versprechen zurückzufragen: »Freust du dich denn gar nicht für mich?«

Sie erwiderte: »Soll ich in Begeisterungstürme ausbrechen, weil mein Freund nach Bagdad geht?«

So schrieb Sam dem WWDC eine Mail, in der er sich darüber erfreut zeigte, unter die Finalisten des Wettbewerbs gekommen zu sein, und dabei die Frage einflocht, wie es um die Sicherheitslage in der irakischen Hauptstadt bestellt sei. Dabei gab er sich Mühe, die Frage so zu formulieren, dass er nicht wie ein Angsthase klänge.

Die Antwort kam innerhalb weniger Stunden. Eine gewisse Ann O'Connell, persönliche Sekretärin Hamid Shakir Mahmouds, schrieb ihm, dass Mister Mahmoud, der übrigens ein guter Freund des irakischen Staatspräsidenten sei, persönlich für seine Sicherheit garantiere.

Die Reise nach Bagdad war für Anfang Februar geplant und sollte eine Woche dauern. Nähere Informationen würden folgen. Wenn Samarendra seine persönlichen Daten wie Reisepassnummer, Geburtsort und -datum dem WWDC

per E-Mail mitteile, werde man alles weitere für ihn erledigen. Zum Beantragen eines Visums müsse er dem WWDC lediglich seinen Reisepass schicken. Beides, Pass und Visum, würde er dann innerhalb einer Woche per Einschreiben zugesandt bekommen.

Fünf Tage vor Abflug schreckte Nina plötzlich mitten in der Nacht heulend aus dem Schlaf. Das war ungewöhnlich für sie, Nina weinte selten. »Bald habe ich keinen Freund mehr«, schluchzte sie.

Nach einer kurzen, heftigen Diskussion – sie hatte ihm dabei mit einem Kissen auf den Kopf geschlagen – versprach er, sich ein weiteres Mal beim WWDC zu erkundigen, wie es um die Sicherheit in Bagdad bestellt sei. Er würde es in ihrer Anwesenheit tun, so dass sie sich darauf verlassen könne, dass er ihr keine wichtigen Informationen vorenthielt.

Noch am selben Vormittag rief er in London an. Er stellte das Telefon auf »laut« und bat darum, Ann O’Connell zu sprechen, die allerdings nicht im Haus war. Stattdessen wurde er an eine Frau weiterverbunden, die sich als Assistentin von Ann O’Connell vorstellte. Sie sei, so versicherte sie ihm, über alle das Projekt betreffenden Angelegenheiten voll informiert.

»Meine Freundin«, begann Samarendra, »möchte gern wissen, ob die Sicherheit vor Ort auch gewährleistet ist.« Er sagte es so, dass sie beim WWDC erkennen konnten, dass er selbst nicht im Geringsten besorgt war. Ein junger Architekt, der es zu etwas bringen wollte, musste vermeintlichen Gefahren mit einer gewissen Gelassenheit begegnen.

»Ihre persönliche Sicherheit«, sagte die Assistentin von Ann O’Connell, »könnte nicht besser gewährleistet sein. Nichts ist dem Zufall überlassen. Sie fliegen nach Arbil, dort werden Sie abgeholt und mit dem Auto nach Bagdad gefahren, das ist der komfortabelste und sicherste Weg. Richten

Sie Ihrer Freundin aus, dass sie sich keinerlei Sorgen zu machen braucht. Sie bekommen den besten Personenschutz, den man sich nur denken kann. Mister Mahmoud freut sich darauf, Sie in Bagdad begrüßen zu dürfen.«

Sam bedankte sich ausführlich, legte auf und sah Nina triumphierend an. Die Erleichterung, die die beiden darauf ergriff, fand ihren natürlichen Ausdruck in Sex. Nina keuchte wie eine Pornodarstellerin, doch irgendwann wurde ihm das zu viel. Fester als sonst drückte er ihr die Hand auf den Mund. Als er gekommen war – er vermutete, dass auch sie einen Orgasmus gehabt hatte, doch das wagte er nicht zu fragen –, sagte sie: »Bist du aber nervös!«

Nun steht er mit seinen Bordkarten in der Abflughalle und wirft einen zufriedenen Blick auf seine Freundin. Schon dass sie so kultiviert ist, macht sie zur idealen Partnerin. Nicht ewig weitersuchen, auch das ist kultiviertes Benehmen. Ans Heiraten will er vorläufig nicht denken, aber die Vorstellung, wie er von seiner Reise zurückkommt und ihr ausführlich davon berichtet, bereitet ihm jetzt schon Vergnügen. Während des Studiums hat man Sam ab und zu Fantasielosigkeit vorgeworfen, doch über die Zukunft zu fantasieren, gelingt ihm recht gut.

»Haben wir noch Zeit, was zu trinken?«, fragt Nina.

»Ich muss los«, sagt er. »Wenn ich wieder da bin, nimm ich mir ein paar Tage frei. Dann fahren wir in die Berge.«

Er küsst seine Freundin schnell auf den Mund. Sie sagt noch einmal, dass er gut auf sich aufpassen soll. Dann dreht er sich um und geht Richtung Passkontrolle davon. Dort winkt er ihr zu, und sie winkt zurück.

Sam trägt eine beigefarbene Hose, braune Wildlederschuhe, ein blaues Oberhemd und ein schwarzes Jackett. Er hat reichlich Aftershave aufgetragen, ein Geschenk von

Nina zu Weihnachten. In seinem Koffer hat er einen Regenmantel, zwei warme Pullover – im Februar kann es in Bagdad noch kalt werden, hat er gehört – vier Oberhemden und Hosen, einen Anzug für eventuelle offizielle Anlässe – obwohl davon nichts geschrieben wurde, stellt er sich sicherheitshalber auf ein paar offizielle Begegnungen ein –, einen Kulturbeutel, sieben Paar Socken, sieben Unterhosen, eine CD mit *Madame Butterfly*, die er während der Arbeit an den Entwürfen gehört hat, und ein Buch, ein Geschenk von Nina: *Tausend strahlende Sonnen* von Khaled Hosseini.

Auf dem Wiener Flughafen muss er im Schweinsgalopp umsteigen. Trotzdem telefoniert er kurz mit seiner Mutter, um ihr und Aida Hallo zu sagen. Und wie zur Beschwörung stellt er die Frage, die er jedes Mal stellt, wenn er bei seiner Mutter anruft: »Ist mit Aida alles in Ordnung?«

Das Flugzeug in den Irak ist bis auf den letzten Platz ausgebucht. Neben ihm sitzt ein Araber, ein Iraker vermutlich. Fünf Minuten nach dem Start schläft der Mann ein. Immer wieder kippt sein Kopf auf Sams Schulter. Als das zum vierten Mal geschieht, lässt Sam ihn dort liegen. Die Iraker haben es so schwer gehabt, da kann Sam seinem Nachbarn ruhig für ein paar Stunden die Schulter leihen.

Mit dem verschwitzten Kopf in der Halsbeuge isst er mit Appetit sein Flugzeugmenü, wischt sich die Hände mit einem feuchten Tuch ab, das Austrian Airlines zu den Mahlzeiten reicht und holt seinen Entwurf für die Oper hervor, um noch einmal durchzugehen, was er sich an seinem Schreibtisch in Zürich so alles ausgedacht hat. Selbst ein Modell hat er anfertigen lassen, doch das auf die Reise mitzunehmen, wäre sinnlos gewesen. Er hat es als beeindruckende 3D-Präsentation in seinem Notebook. Mit ihr hat man den Eindruck, durch das Operngebäude zu gehen und die Wände förmlich berühren zu können.